

mas Lang mittlerweile die einschlägigen älteren Arbeiten von Walter Schlesinger über seine Heimatstadt Glauchau wieder zugänglich gemacht (Beiträge zur Geschichte der Stadt Glauchau [Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Bd. 18], Dresden 2010), die ebenfalls die Schönburgische Geschichte betreffen.

Aber die Forschung geht weiter, wie manche der zehn Beiträge des vorliegenden Bandes verdeutlichen, die aus unterschiedlichen fachlichen Perspektiven die Geschichte der Grafen und Fürsten von Schönberg vom 18. Jahrhundert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs beleuchten: MICHAEL WETZEL, Zwischen Standerhöhung und politischem Niedergang. Herrschaft und Territorium der Schönburger im 18. und 19. Jahrhundert (S. 13-28). – ALFRED PRINZ VON SCHÖNBERG, Die Grafen und Fürsten von Schönberg um Muldentäl – gestern und heute (S. 29-36). – PETER WIEGAND, Die staatsrechtliche Stellung der schönburgischen Herrschaften im Spiegel der Kartographie des 18. Jahrhunderts (S. 37-58). – BRITTA GÜNTHER, Genealogie und Verwaltung. Der Einfluss von dynastischen Veränderungen auf schönburgische Verwaltungsstrukturen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts (S. 59-72). – ARND-RÜDIGER GRIMMER, „Er ist ganz Bronze ...“. Fürst Otto Victor I. von Schönberg-Waldenburg (S. 73-87). – DERS., „Freundlichkeit und Dignität“. Die Fürstinnen von Schönberg-Waldenburg (S. 89-102). – MATTHIAS FRICKERT, Das Wappen des Hauses Schönberg. Ein heraldischer Wappenzug (S. 103-116). – MATTHIAS DONATH, Fürstliches Gesamtkunstwerk. Die Neugestaltung des Waldenburger Schlosses 1909 bis 1914 (S. 117-130). – ALEXANDRA THÜMLER, Arkadien bei Waldenburg. Der englische Park Greenfield als Sommerresidenz der Fürsten von Schönberg im 18. und 18. Jahrhundert (S. 131-152). – ULRIKE BUDIG, Die Entstehung des Fürstlich-Schönburgischen Naturalienkabinetts in Waldenburg (S. 153-164). Die Beiträge sind überwiegend fundiert und schöpfen auch aus ungedrucktem Archivmaterial; der Beitrag von Matthias Donath verzichtet allerdings auf Einzelnachweise und verweist S. 117 nur pauschal auf Archivbestände. Weder Vortragsreihe noch Kolloquium haben eine Gesamtgeschichte des Hauses Schönberg intendiert, wie sie vom Titel dieses Sammelbandes angedeutet wird, der tatsächlich aber nur Facetten der Familien- und Territorialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bietet. Bis zu einer Gesamtgeschichte des Hauses Schönberg ist es noch ein langer Weg!

Leipzig

Enno Bünz

**CAITLIN E. MURDOCK, *Changing Places*. Society, Culture, and Territory in the Saxon-Bohemian Borderlands, 1870–1946**, The University of Michigan Press, Ann Arbor 2010. – 275 S., geb. (ISBN: 978-0-472-11722-2, Preis: 59,03 €).

Caitlin E. Murdocks Studie über den sächsisch-böhmischen Grenzraum ordnet sich in zwei Forschungsrichtungen ein, die seit den 1980er-Jahren vor allem von US-amerikanischen Historikerinnen und Historikern verfolgt und bearbeitet wurden: Zum einen in die Forschung zu Regionalisierung und Regionalität im Prozess der Nationsbildungen des 19. Jahrhunderts, die bewusst nach Ebenen der Identität sowie der Definition und Praxis von Begriffen wie ‚Heimat‘ fragt (u. a. James J. Sheehan, Alon Cofino, Celia Applegate, Siegfried Weichlein). Zum anderen steht Murdocks Studie in der Tradition der teils geschichtswissenschaftlich orientierten, teils ethnologisch interessierten transnationalen ‚Borderland Studies‘, die Grenzräume als kulturelle Räume analysieren und – den Ansätzen der Regionalität folgend – diesen innerhalb von Regionen wie auch jenseits übergeordneter politischer Prozesse und Zäsuren Aufmerksamkeit schenken (u. a. Daphne Berdahl, Kate Brown, Timothy Snyder, Pieter Judson, James Bjork).

Hierauf baut Murdock's Arbeit insbesondere in ihrer Fokussierung und Fragestellung auf, indem sie „gemeinsame Grenzräume als miteinander verbundene Territorien“ (S. 4) auffasst, in denen eine geteilte Kultur, familiäre Beziehungen, die ‚Landschaft‘ und/oder ökonomische Interessen über politischen Interessen standen. Den Ansätzen der Forschung zur Regionalität folgend geht auch sie davon aus, dass Letztere über den neuen, quasi unverfügbaren Größen wie der Nation verortet waren und dass sich auf der unteren, eben regionalen Ebene autonome Räume bildeten. Möglich wurde dieser Prozess in Grenzregionen laut Murdock vor allem durch den Umstand, dass Grenzen nicht ‚einfach vorhanden‘, sondern von Menschen festgelegt – sie demnach also auch wandelbar sind. Eine neue Qualität beobachtet sie dabei im 19. Jahrhundert, als im Gefolge der Industrialisierung eine Massenmobilität und damit im sächsisch-böhmischen Grenzraum eine „moderne, grenzübergreifende Region“ (S. 5) entstand: Arbeitsmigration, Tourismus, Konsum und Heirat sind für sie Muster dieser in den 1860er-Jahren einsetzenden und bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges weitgehend frei verlaufenden Entwicklung, die zu einer „kreativen, kulturellen Produktion“ (S. 7) führte und zur Kernfrage des Buches überleiten – Murdock analysiert die Produktion moderner Räume durch den Fokus auf einen Grenzraum im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Neu ist für sie dieser Prozess allerdings nur als Grenzmobilität – Mobilität in Form von Arbeitsmigration lässt sich auch im 18. Jahrhundert und früher in Größenordnungen beobachten. Im 19. Jahrhundert allerdings entstanden überall in Europa abgegrenzte Räume, wobei sich oftmals politische und soziale, ebenso aber auch sprachliche und wirtschaftliche Gebiete überlagerten. Dies führte laut Murdock zu einem grundlegenden Wandel im Verständnis von Grenzen: Zum einen wurden diese als solche von der Bevölkerung nunmehr auch wahrgenommen, zwischen Zittau und Bad Elster wie auch zwischen Liberec (Reichenberg) und Cheb (Eger) verbreitete sich beispielsweise erst im 19. Jahrhundert der Begriff vom ‚Grenzland‘. Zum anderen führte die zunehmende Mobilität zu einem gesteigerten Bedürfnis der Grenzsicherung und hier zu einer Anpassung im lokalen und regionalen Rahmen, wobei Grenzregionen wie das Erzgebirge – gleich Regionen in Polen oder in Tirol – dabei durch Verbindung und Interdependenz geprägt gewesen seien. Interregionale Studien haben aber bislang stets die Konflikte und mit Blick auf den sächsisch-böhmischen Grenzraum die von Gewalt geprägten Phasen (Okkupation 1938, Vertreibung nach 1945) fokussiert, nicht aber die Kooperation in der Zeit davor. Diesem nicht zuletzt durch generative Wandlungsprozesse beeinflussten Wechsel der Perspektive auf die jüngere Geschichte trägt im Übrigen auch das in Ústí nad Labem (Aussig) geplante Museum der „Geschichte der Deutschen in den böhmischen Ländern“ Rechnung, das maßgeblich von tschechischer Seite initiiert wurde und das eine dem hier rezensierten Buch vergleichbare Erzählperspektive verfolgt. Murdock kann hierbei aufzeigen, dass sich der für das späte 19. Jahrhundert als bestimmend angenommene Nationalismus als „einfache Antwort“ in der Grenzregion Erzgebirge erst nach dem Ersten Weltkrieg einer „breiteren offiziellen und populären Akzeptanz“ (S. 156) erfreute und sich gar erst in den 1930er-Jahren durchsetzte: der deutsche „Heimat-Nationalismus“ und die deutschen Nationalisten beeinflussten auch den böhmischen Grenzraum weniger, als lange angenommen – die Gemengelage aus habsburgischer und deutsch-böhmischer Prägung führte hier zu einer eigenen Entwicklung. Und mehr noch, Nationalisten beiderseits der neuen, nunmehr nationalstaatlichen Grenze wollten sich mit derselben bzw. der damit verbundenen Trennung schlicht nicht abfinden. Zwar war der Grenzraum zweifelsohne auch Ort nationaler oder sozialistischer Politiken, die in Form von Agitation oftmals die Grenze überquerten. Mobilität und Mehrsprachlichkeit, Marktanbindung und Zugang zu Arbeitsplätzen, soziale und familiäre Netzwerke – all dies spielte in der Lebenswelt der Menschen im ‚Grenzraum‘ aber eine deutlich stär-

kere Rolle und führte zu Aushandlungsprozessen, zu einer „Balance“ zwischen Nation, föderalem Staat und lokalen Interessen. Folglich geht es Murdock auch weniger um die Diskurse, die das Denken beeinflussten. Vielmehr will sie zeigen, „wie materielles, rhetorisches und kulturelles Leben miteinander verbunden war“ (S. 11).

Dieser Perspektive folgend weist der Aufbau der Arbeit chronologische und thematische Schwerpunkte auf, die überzeugend den Zeitraum bis 1938 wie auch das Thema abstecken bzw. abdecken: Neben einer Einleitung in die historische Entstehung des Grenzraumes und seine politische, geografische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung vor allem im 19. Jahrhundert finden sich zwei umfangreiche Kapitel zur Arbeitsmigration und zur Rolle des deutschen Nationalismus in der Region zwischen 1870 und 1914, gefolgt von einem kurzen Kapitel zum Ersten Weltkrieg. Hieran schließen sich zwei thematisch orientierte Kapitel zur ökonomischen Mobilität und zu den sozialen Verhältnissen in der Grenzregion bis 1929 bzw. 1932 an, denen die chronologischen Kapitel „Grenzland in der Krise“ für die Zeit 1929 bis 1933 und „Der Weg in die Auflösung“ für den Abschnitt 1933 bis 1938 folgen. Ein umfangreiches, allerdings hinsichtlich der Seitenzahlen und Begriffe nicht ganz vollständiges Register rundet die Studie ab und macht sie mit Blick auf Personen, Orte, Institutionen und Organisationen leicht zugänglich.

Der wesentliche Ertrag der Studie besteht dabei in ihrem Längsschnitt, der Kontinuitäten wie auch historische Wechselfälle aufzeigen kann: Um 1900 war in der sächsisch-böhmischen Grenzregion ein neues „Raumkonzept“ entstanden, in dem das Nationale wie auch das Regionale überlagert war durch „Eigentum, internationale Märkte, Transportnetzwerke und integrierte, grenzüberschreitende Gemeinschaften“ (S. 32). In der Folge hatte sich auch das Verhältnis von Staat und Bevölkerung verändert – Grenzbeziehungen wurden zu regionalen Anpassungsprozessen und der ‚Grenzraum‘ selbst ein Ort, an dem die Staatsgewalt auch offensichtlich umgangen werden konnte. Jenseits der Arbeitsmigration aus Böhmen nach Sachsen, die zweifelsfrei den Hauptfaktor der Austauschprozesse bildete, war es der nicht minder vom Preis-Leistungs-Gefälle bedingte „Einkaufstourismus“ im „kleinen Grenzverkehr“, der sich früh etablierte und genau genommen bis in die Gegenwart Bestand hat. Allerdings schlug in Sachsen die Stimmung gegen die aus Böhmen stammenden Arbeiter schon nach 1900 um, insbesondere nach dem Crimmitschauer Textilarbeiterstreik 1903/04 setzten sich – jenseits des Internationalismus der Arbeiterbewegung – antiszechische Ressentiments durch, die spätestens nach der Wirtschaftskrise 1922/23 im gesamten ‚Grenzraum‘ zu beobachten waren: Menschen beiderseits der Grenze bezeichneten sich nun als „Ausländer, Opportunisten und Heuchler“ (S. 119). Suchte man nach der restriktiven Grenzsicherung im Ersten Weltkrieg, die Ende 1915 lediglich in eine Lockerung des „kleinen Grenzverkehrs“ gemündet hatte, spätestens ab 1920 wieder an die Vorkriegsverhältnisse anzuknüpfen, so setzte sich nach der Inflation die Meinung durch, dass die „geordnete Trennung“ besser sei für beide Seiten, als die „nutzbringende Koexistenz“ (S. 120). Zwar bestanden weiterhin wirtschaftliche Kontakte und Austauschprozesse. Spätestens die Weltwirtschaftskrise 1929 aber ließ diese immer mehr abnehmen. Stattdessen setzte sich insbesondere in Sachsen eine aggressiv-antislawische Grenzlandrhetorik durch, die auch von den Nationalsozialisten bedient wurde. Allerdings, und dies war für viele deutsch-böhmische Nationalisten eine Überraschung und ein herber Rückschlag, führte die Machtübernahme der Nationalsozialisten weder nach 1933 zu deren Bevorzugung als Arbeitskräfte in Sachsen – sie standen im Verdacht, Anhänger des demokratischen tschechoslowakischen Staates zu sein, hinzu kamen konstruierte rassistische Argumente. Und auch nach dem sogenannten Anschluss 1938 blieb die Unterscheidung zwischen ‚Reichsdeutschen‘ und ‚Sudetendeutschen‘ erhalten, hinzu kamen massive wirtschaftliche Einbrüche: Mit

dem Wegfall der Grenze nach Norden konnte zwar der deutsche Absatzmarkt leichter erschlossen werden; dafür brachen die Märkte infolge der neuen Grenze im Süden und – weitaus zentraler – die internationalen Absatzmärkte weg. Das sächsisch-böhmische ‚Grenzland‘, das bis zum Ersten Weltkrieg vor allem von seiner Offenheit ‚in mehrere Richtungen‘ profitiert hatte, geriet endgültig in eine Isolation, an dessen Ende seine eigene Auflösung stand.

Dass die 200-seitige Studie, die sich den Überblick über fast 80 Jahre zum Ziel gesetzt hat, zwar manches wissenswerte Detail enthält, insbesondere bei Rezeption und Praxis auf der unteren Ebene aber eher an der Oberfläche bleibt, mag kaum ein Einwand sein. Irritierend sind dagegen der zeitliche Zuschnitt im Titel und die bisweilen aus der Gegenwart abgeleitete Einordnung historischer Prozesse. Schließlich endet Murdock's Darstellung der Grenzregion mit dem Jahr 1938, die Jahre bis 1946 werden in den zehneitigen zusammenfassenden Ausblick integriert und nur holzschnittartig beschrieben. Ihre Einschätzung, dass gerade das Jahr 1945 beiderseits des Erzgebirgskamms das Ende der transnationalen Grenzregion mit sich brachte, soll dabei nicht in Abrede gestellt werden: Insbesondere auf der böhmischen Seite beendete die radikal umgesetzte Vertreibung der deutschen Bevölkerung jene bilinguale Besonderheit, die dem Grenzraum seine Besonderheit verliehen hatte. Die von Murdock angedeuteten kulturellen und auch touristischen Kontakte zwischen der DDR und der ČSSR ab den 1950er-Jahren – die stattgehabte wirtschaftliche und wissenschaftliche Zusammenarbeit im Rahmen des RGW etwa im Sektor Energiewirtschaft lässt sie unberücksichtigt – deuten allerdings auch Kontinuitäten an, die jenseits der politik-historischen Zäsur für die Bevölkerungen von Bedeutung waren. Hinzu kommen Aspekte der Konsumgeschichte, auch der Warenerwerb aus der jeweils anderen Produktpalette spielte spätestens in den 1960er-Jahren wieder eine Rolle. Letzteres ist bereits Teil des zweiten Monitums, das sich auf die vor allem in Einleitung und Ausblick allzu offensiv bzw. idealisierend vorgebrachte europäische Argumentation bezieht: Denn den Nachweis, dass die „Europeans on the move“ (S. 4) tatsächlich neue regionale Identitäten hervorbrachten, bleibt Murdock ebenso schuldig, wie die Einordnung am Ende ihres Buches argumentativ spärlich untermauert ist: Freilich, die Auflösung der Blockkonfrontation und der Prozess der europäischen Integration führten auch zur Negation nationaler Grenzen in einem „Europa der Regionen“. Ob die „dynamischen, durchlässigen und ausgehandelten“ Grenzräume des späten 19. Jahrhunderts aber tatsächlich „zurückgekehrt“ sind – „the borderlands are back“ (S. 211) –, scheint vor dem Hintergrund von in der sächsischen Öffentlichkeit dominanten ‚Angstdebatten‘ (Grenzkriminalität, Lohndumping) allerdings eher fraglich, darüber können auch grenzüberschreitende kulturelle Projekte nicht hinwegtäuschen. Und mehr noch: jene Kontakte, die in der Zeit der DDR bestanden und von Murdock auch benannt werden, ordnet sie als unbedeutend ein, während vergleichbare Formen des Austauschs nach 1989 ihrer Meinung nach in den ‚europäischen Völkerfrühling‘ überleiten. Spätestens auf diesen Argumentationspfaden verlässt Murdock den Rahmen einer historischen Studie und vermengt Gegenwartswahrnehmung (nicht: Analyse) mit historischen Prozessen bzw. zieht wenig überzeugende Linien. Dies ist umso bedauerlicher, da Fragen der Kontinuität im ‚Grenzraum‘ einen Kern ihrer lesenswerten Studie ausmachen und im Hauptteil auch überzeugend dargestellt werden.

Jenseits dieser für die Breite der Studie allerdings marginalen Kritik bietet Caitlin E. Murdock, dies kann zusammenfassend gesagt werden, einen überaus lesenswerten Über- wie Einblick in eine Grenzregion, deren Bedeutung für die in ihr lebende Bevölkerung des 19. und 20. Jahrhunderts in Sachsen erst jüngst die fachwissenschaftliche Aufmerksamkeit gefunden hat (Lutz Vogel, Katrin Lehnert). Hinsichtlich der politischen und gesellschaftlichen Prozesse geht die Studie zwar für den böhmischen Raum

wie auch für die Oberlausitz kaum über die Arbeiten hinaus, die etwa am Münchner Collegium Carolinum oder am Sorbischen Institut in Bautzen entstanden sind (u. a. Detlef Brandes, Edmund Pech). Insbesondere die sächsische Perspektive bietet aber eine Vielzahl neuer Blickwinkel auf die jüngere Geschichte und verweist auf die landesgeschichtlichen Potenziale weiterführender Studien – etwa in vergleichender Perspektive zu ähnlich gelagerten Grenzregionen (Bayern, Schlesien) wie auch hinsichtlich der in der sächsischen Landesgeschichte in den vergangenen Jahren eher wenig bearbeiteten Zeit der Weimarer Republik. Jenseits einer zahlreichen Leserschaft ist der Studie dieser Impuls zu wünschen.

Pasadena

Swen Steinberg

**GARETH PRITCHARD, Niemandsland. A History of Unoccupied Germany, 1944–1945, Cambridge University Press, Cambridge 2012. – 264 S., geb. (ISBN: 978-1-107-01350-6, Preis: 76,29 €).**

„Die Republik Schwarzenberg ist nicht mehr auffindbar. [...] Sie ist, wie soll man sagen, ein Nicht-Ereignis geworden; kein Wort über sie wird laut im Schulunterricht; und versuchen Sie einmal, an die Archive heranzukommen, die durch die Zeit damals bedingt, sowieso nur Dürftiges enthalten.“ Mit diesen Worten beginnt Stefan Heyms Roman „Schwarzenberg“ (München 1984) über die Wochen im Frühsommer 1945, in denen das westerzgebirgische Gebiet um Aue, Stollberg, Schneeberg und Schwarzenberg unbesetzt geblieben war und von „Antifaschistischen Aktionsausschüssen“ verwaltet wurde. Bis heute ist diese „Freie Republik Schwarzenberg“ mit lokalen Legendenbildungen und Mythologisierung verbunden (z. B. zu sehen unter [www.freie-republik-schwarzenberg.de](http://www.freie-republik-schwarzenberg.de) oder zur Orientierung die entsprechende Arbeit von L. LOBECK, *Die schwarzenberg-Utopie*, Leipzig 2004). Aber gilt das, woran Heym den ‚Veteranen‘ Ernst Kadletz sich erinnern lässt, tatsächlich? Ist die Quellenlage dürftig, war die Erinnerung an diese Ereignisse in der DDR eine arkane, die nicht stattfinden durfte? Dass das Verhältnis von Realität und Fiktion ein ungenaues ist, zeigt Gareth Pritchards hier anzuzeigende Studie über die Arbeit der „antifascist committees“ zwischen dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Einmarsch der Sowjetischen Armee ins „Niemandsland“ im Juni 1945 auf mehrfache Weise.

Das in eine Einleitung und neun Kapitel untergliederte Buch ist nach dem chronologischen Gang der Ereignisse aufgebaut. Pritchards Ziel ist es, „to reconstruct in detail the narrative of Niemandsland based on the wealth primary material that is to be found in the archives of the district“ (S. 3) – schon hier zeigt sich die den Mythen widersprechende Realität. Den Fokus legt der Autor auf die „Antifaschisten“, betrachtet sie aber in erster Linie als Gemeinschaft, weniger als Individuen – und das, obwohl er seiner Arbeit eine Übersicht der „dramatis personae“ voranstellt (S. x). Eine Definition dessen, was er unter „Antifaschismus“ versteht, nimmt Pritchard leider nicht vor. Er versteht ihn – ganz im Sinne der DDR-Ideologie – als „Einheitsfront“ aller politischen Richtungen, die das „Gegen-Nationalsozialismus-Sein“ als kleinster gemeinsamer Nenner vereinte. Der Autor schreibt mit seiner Arbeit so etwas wie eine antifaschistische Mentalitätsgeschichte, indem er danach fragt, wer diese Antifaschisten waren, was sie erreichen wollten, wie ihr früheres Leben ihr Verhalten im Untersuchungszeitraum beeinflusst hat und wie sie mit den Problemen infolge des Krieges umgingen. Für den Autor bietet eine solche Untersuchung die Möglichkeit einer Neuinterpretation der Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. „Niemandsland“ dient ihm als Kontrollstudie (S. 28), um die Chancen eines „dritten Weges“ jenseits einer sozialistischen Gesellschaft nach sowjetischem Vorbild bzw. des Kapitalismus nach west-alliiertem Vorbild auszuleuchten.